

Über die Autoren:

Douglas Preston wurde 1956 in Cambridge, Massachusetts, geboren. Er studierte in Kalifornien zunächst Mathematik, Biologie, Chemie, Physik, Geologie, Anthropologie und Astrologie und später Englische Literatur. Nach dem Examen startete er seine Karriere beim American Museum of Natural History in New York. Eines Nachts, als Preston seinen Freund Lincoln Child auf eine mitternächtliche Führung durchs Museum einlud, entstand dort die Idee zu ihrem ersten gemeinsamen Thriller *Relic*, dem mittlerweile zahlreiche weitere internationale Bestseller folgten. Douglas Preston schreibt auch Solo-Bücher (*Der Codex*, *Der Canyon*, *Credo*, *Der Krater*) und verfasst regelmäßig Artikel für diverse Magazine. Er lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern an der US-Ostküste.

Lincoln Child wurde 1957 in Westport, Connecticut, geboren. Nach seinem Studium der Englischen Literatur arbeitete er zunächst als Verlagslektor und später für einige Zeit als Programmierer und System-Analytiker. Während der Recherchen zu einem Buch über das American Museum of Natural History in New York lernte er Douglas Preston kennen und entschloss sich, Vollzeit-Schriftsteller zu werden und mit Preston zusammen als Autorenduo zu arbeiten. Obwohl die beiden Erfolgsautoren 500 Meilen voneinander entfernt leben, schreiben sie ihre Megaseller gemeinsam: per Telefon, Fax und übers Internet. Auch Lincoln Child publiziert eigene Bücher (*Das Patent*, *Eden*). Heute lebt er mit Frau und Tochter in New Jersey.

Weitere Informationen rund um das Autorenduo Douglas Preston und Lincoln Child sowie ihre Thriller finden Sie im Internet:

www.preston-child.de

Douglas Preston / Lincoln Child

Mount Dragon

Labor des Todes

Thriller

Aus dem Amerikanischen
übersetzt von Thomas A. Merk

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
Mount Dragon bei Forge Books, New York.

Wenn Ihnen *Mount Dragon* gefallen hat, schreiben Sie uns mit dem
Stichwort »Preston Child« – gerne empfehlen wir Ihnen weiteren
spannenden Lesestoff aus unserem Programm:

mystery@droemer-knaur.de

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe 2004

Knaur Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

© 1996 by Douglas Preston and Lincoln Child

© 1997 der deutschsprachigen Ausgabe bei

Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Ifa-Bilderteam

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-60865-4

21 23 24 22 20

Die Handlung von *Mount Dragon – Labor des Todes* ist frei erfunden. Die Firma GeneDyne, die Stiftung für Verantwortungsbewußte Gentechnologie, der Holocaust Memorial Fund, die Holocaust Research Foundation, PurBlood und X-FLU und natürlich auch das Labor am Mount Dragon entstammen ausschließlich der Phantasie der Autoren. Jegliche Ähnlichkeit mit existierenden Firmen, Einrichtungen und Produkten wäre rein zufällig. Darüber hinaus sind sämtliche in diesem Roman beschriebenen Personen und Ereignisse frei erfunden. Nichts davon ist als eine Anspielung auf die Politik oder das Verhalten von irgendwelchen Firmen, Institutionen, Universitäten oder Behörden gedacht.

Für Jerome Preston senior
Douglas Preston

Für Luchie, meine Eltern
und Nina Soller
Lincoln Child

*Unsere Symbole schreien ins All hinaus,
Wie die Pfeile des Jägers
Fliegen sie
In den hohen, schwarzen Himmel der Nacht.*

*Wie spitze Speere
Bohren sie
Warme Wunden in weiches Fleisch.*

*Sie rasen wie Feuer übers Land
Und treiben die Büffel vor sich her.*

Franklin Burt

*Ein Fenster zur Apokalypse ist mehr als genug.
Susan Wright/Robert L. Sinsheimer
Bulletin of Atomic Scientists*

Einleitung

Die gedämpften Schreie, die an diesem friedlichen Frühlingmorgen über die weiten, grünen Rasenflächen geweht kamen, fügten sich so unauffällig in die Umgebung ein wie das Gekrächze der Raben im nahen Wald oder das Wiehern eines Pferdes in der Koppel auf der anderen Seite des braunen Flusses. Man mußte schon sehr genau hinhören, um zu erkennen, daß es sich um die Schreie eines Menschen handelte.

Das langgestreckte Gebäude des Featherwood-Park-Sanatoriums lag halb verborgen im Schatten hoher Pappeln. Der Kies in der überdachten Auffahrt knirschte unter den Reifen eines gerade losfahrenden Krankenwagens, und die mit Luftdruck betriebene Tür des Haupteingangs schloß sich mit leisem Zischen.

Die Angestellten des Sanatoriums benützten nicht den Haupteingang, sondern eine unscheinbare weiße Tür um die Ecke. Lloyd Fossey trat darauf zu, streckte die Hand nach einem in der Wand eingelassenen Tastenfeld aus und tippte seine Kombination ein. Auf dem Weg vom Parkplatz hatte er die Melodie von Dvoráks Klaviertrio in b-Moll vor sich hingesummt, das er eben im Autoradio gehört hatte. Jetzt runzelte er die Stirn und hörte damit auf. Hier, seitlich des Gebäudes, waren die Schreie sehr viel lauter.

Drinnen klingelten in der Schwesternstation mehrere Telefone auf einmal. »Guten Morgen, Dr. Fossey«, sagte die Schwester und blickte von ihrem mit Papieren übersäten Tisch auf.

»Guten Morgen«, antwortete er, und sie schenkte ihm trotz der Hektik ein strahlendes Lächeln. »Hier geht es ja wieder zu!«

»Heute früh kamen kurz hintereinander zwei Notfälle herein«, sagte die Schwester und gab ihm mit der linken Hand

zwei Krankenblätter, während sie mit der rechten ein Formular ausfüllte. »Und jetzt haben sie gerade diesen Schreihals gebracht.«

»Den habe ich schon auf dem Weg vom Parkplatz gehört«, sagte Fossey, kramte aus der Brusttasche seines Jacketts einen Kugelschreiber und besah sich die Krankenakte. »Ist der Krakeeler etwa für mich?«

»Nein, für Dr. Garriot«, antwortete die Schwester und sah von ihrem Formular auf. »Aber einer von den beiden heute morgen ist für Sie.«

Irgendwo ging eine Tür auf, so daß die Schreie auf einmal noch lauter zu hören waren, vermischt mit den aufgeregten Stimmen von Ärzten und Pflegern. Dann wurde die Tür wieder geschlossen, und Fossey hörte nur noch die normalen Geräusche auf der Schwesternstation.

»Ich werde mir den Patienten von heute früh gleich einmal ansehen«, sagte er und überflog auf dem Krankenblatt rasch die wichtigsten Daten. Bei den Worten »Geschlossene Abteilung« stutzte er.

»Waren Sie dabei, als dieser Patient eingeliefert wurde?« fragte er.

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Da müssen Sie mit Will sprechen, Dr. Fossey. Der hat ihn vor einer Stunde nach unten gebracht.«

In der geschlossenen Abteilung des Sanatoriums gab es nur ein einziges Fenster. Es ging von der Wachstation hinaus auf die Treppe zur Station zwei. Dr. Fossey drückte auf die Klingel an der Wand daneben und sah kurz darauf Will Hartung mit bleichem Gesicht und struppigen Haaren auf der anderen Seite der Plexiglasscheibe auftauchen. Will betätigte einen Knopf, und die Tür zur geschlossenen Abteilung wurde mit einem Knall, der fast so laut wie ein Pistolenschuß war, automatisch entriegelt.

»Na, wie geht's denn so, Doc?« fragte Will. Er saß bereits wieder an seinem Platz hinter der langen Theke, auf der eine Ausgabe von Shakespeares Sonetten lag.

»Und wie geht's Ihnen, Will? Wieder mal verliebt?« fragte Fossey mit einem Blick auf das Buch zurück.

»Sie sind mir vielleicht einer, Dr. Fossey. Warum vergeuden Sie Ihr Talent bloß als Mediziner?« Will gab Fossey das Besucherbuch und schneuzte sich. Am anderen Ende der Theke füllte ein neuer Pfleger Krankenformulare aus.

»Ich wüßte gerne mehr über den Patienten, der heute früh hier eingeliefert wurde«, sagte Fossey und gab Will das unterschriebene Besucherbuch zurück. Das Klemmbrett mit der Krankenakte hatte er sich dabei unter den Arm geschoben.

Will zuckte mit den Achseln. »Unauffälliger Typ. Nicht allzu gesprächig, was kein Wunder ist bei dem vielen Haldol, mit dem die ihn vollgepumpt haben.«

Fossey runzelte die Stirn und sah in der Krankenakte nach.

»Mein Gott. Hundert Milligramm alle zwölf Stunden!«

»Die am Albuquerque General Hospital haben es wohl etwas zu gut mit ihm gemeint«, sagte Will.

»Wenn ich ihn untersucht habe, werde ich die Dosis herabsetzen«, sagte Fossey. »Bis auf weiteres kriegt er kein Haldol mehr. Wie soll ich ihn behandeln, wenn er überhaupt nicht richtig da ist?«

»Er ist in der Sechs«, sagte Will. »Ich bringe Sie hinunter.«

Über der inneren Tür war ein Schild angebracht, auf dem in großen, roten Buchstaben stand: ACHTUNG! FLUCHTGEFAHR. Der neue Pfleger pfiß leise durch die Zähne, sperrte die Tür auf und ließ sie herein.

»Sie wissen, daß ich es nicht gerne sehe, wenn neue Patienten in die geschlossene Abteilung eingewiesen werden, bevor ich sie überhaupt untersucht habe«, sagte Fossey, als er, Will und der Pfleger den kahlen Korridor entlanggingen. »Das kann einem

Patienten ein gänzlich falsches Bild von unserem Sanatorium vermitteln, bevor wir überhaupt mit der Therapie begonnen haben.«

»Es war nicht meine Schuld, Doc«, entgegnete Will und blieb vor einer verkratzten, schwarzlackierten Tür stehen. »Das war der ausdrückliche Wunsch der Ärzte aus Albuquerque, die ihn uns überwiesen haben.« Er schloß die Tür auf und schob einen schweren Riegel zurück. »Wollen Sie, daß ich mit reingehe?« fragte er.

Fossey schüttelte den Kopf. »Ich rufe Sie, wenn ich Hilfe brauche.«

Der Patient lag mit dem Gesicht nach oben auf einer großen Transporttrage. Die Arme hatte man ihm auf den Seiten, die Beine an den Knöcheln mit breiten Ledergurten festgezurt. Von der Tür aus konnte Fossey nicht viel vom Gesicht des Patienten erkennen, lediglich eine ziemlich große Nase und ein breites, von den Stoppeln eines Dreitagebartes überzogenes Kinn. Der Arzt schloß leise die Tür und trat langsam auf seinen neuen Patienten zu. Nach all den Jahren, die er jetzt schon hier am Sanatorium arbeitete, hatte er sich noch immer nicht daran gewöhnt, wie seine Schuhe im weich gepolsterten Boden der Gummizelle versanken. Während Fossey auf die Trage zuing, beobachtete er die hingestreckte Gestalt genau. Die Brust des Patienten unter den zwei breiten Stoffbändern, die aussahen wie gekreuzte Patronengurte, hob und senkte sich in regelmäßigen Atemzügen.

Fossey holte noch einmal tief Luft, dann räusperte er sich und wartete auf eine Reaktion des Patienten.

Während er mit kleinen Schritten noch etwas näher an die Trage trat, stellte er ein paar Berechnungen an. Vor vierzehn Stunden war der Mann vom Krankenhaus in Albuquerque fortgebracht worden. Es konnte also nicht mehr am Haldol liegen, daß er so ruhig war.

Fossey räusperte sich noch einmal. Dann sagte er: »Guten Mor-

gen, Mr. ...« und suchte in der Krankenakte den Namen des Mannes.

»Dr. Franklin Burt«, hörte er auf einmal den Patienten mit ruhiger Stimme sagen. »Entschuldigen Sie bitte, daß ich mich nicht aufrichten und Ihnen die Hand geben kann, aber wie Sie ja sehen ...« Er ließ den Rest des Satzes unausgesprochen.

Überrascht hob Fossey den Blick von seinem Klemmbrett und sah dem Patienten ins Gesicht. Dr. Franklin Burt. Dieser Name war ihm vertraut.

Fossey blätterte die Krankenakte zurück auf die erste Seite und las: Dr. Franklin Burt, Molekularbiologe, Dr. med., Dr. phil., Wissenschaftler im Testlabor der Firma GeneDyne in der Jornada-del-Muerto-Wüste. Irgend jemand hatte hinter diese Berufsbezeichnung ein Fragezeichen gemalt.

»Sie sind Dr. Burt?« fragte Fossey ungläubig und sah dem Mann wieder ins Gesicht.

Die grauen Augen des Patienten blickten Fossey erstaunt an.

»Kennen Sie mich etwa?«

Es *war* Dr. Burt, natürlich älter und viel braungebrannter, als Fossey ihn in Erinnerung hatte, aber mit relativ wenigen Falten auf der Stirn und in den Augenwinkeln. Die Augen waren stark blutunterlaufen, und an einer Schläfe klebte ein großes Pflaster. Fossey war erschüttert, denn er kannte diesen Mann gut, hatte Vorlesungen von ihm besucht. Es war Fosseys Bewunderung für diesen charismatischen und brillanten Professor gewesen, die in gewisser Weise seine Berufswahl maßgeblich beeinflußt hatte. Wie konnte es sein, daß ausgerechnet dieser Mann, an eine Trage gefesselt, hierher in die Gummizelle der geschlossenen Abteilung gelangt war?

»Ich bin's, Doktor. Lloyd Fossey«, sagte er. »Ich habe in Yale bei Ihnen studiert. Wir haben nach den Vorlesungen manchmal miteinander diskutiert. Meistens über synthetische Hormone ...«

Fossey hoffte inständig, daß der Gefesselte sich an ihn erinnerte.

Burt dachte eine Weile nach, dann nickte er und seufzte leise. »Natürlich. Entschuldigen Sie bitte. Selbstverständlich erinnere ich mich an Sie. Sie haben damals eine Arbeit über synthetisches Erythropoietin und Metastasenbildung geschrieben.« Fossey war erleichtert. »Es ist mir eine Ehre, daß Sie sich daran noch erinnern.«

Burt zögerte ein wenig, bevor er weitersprach. »Es freut mich wirklich, daß Sie Arzt geworden sind«, sagte er schließlich und verzog den Mund, als fände er diese merkwürdige Situation irgendwie amüsant.

Fossey hätte viel darum gegeben, wenn er jetzt in Ruhe die Krankenakte auf seinem Klemmbrett hätte studieren können. Vielleicht hätte er in den Diagnosen und Laborberichten irgendeine Erklärung dafür gefunden, weshalb sein früherer Professor jetzt hier war. Er spürte, wie Dr. Burt ihn anstarrte, als habe er seine Gedanken erraten.

Fossey ließ den Blick kurz über das Klemmbrett wandern. Die Worte, die er dabei las, ließen ihn sofort wieder aufsehen: *Paranoide Psychose ... hochgradig wahnhaft ... durch Neuroleptikum psychischen Spannungsgrad gedämpft.*

Dr. Burt sah ihn mit sanften Augen an, und Fossey, dem die Situation jetzt zutiefst peinlich war, fühlte ihm unter den Leder-manschetten seinen Puls.

Burt blinzelte und befeuchtete sich die trockenen Lippen. Dann sog er die kühle Kellerluft tief in seine Lungen. »Ich war auf dem Weg von Albuquerque nach Norden«, sagte er. »Sie haben ja sicher mitbekommen, wo ich jetzt arbeite.«

Fossey nickte. Als Dr. Burt Yale verlassen und eine Stelle bei der Firma GeneDyne angenommen hatte, hatte man sich in Kollegenkreisen wieder einmal darüber mokiert, daß die Privatwirtschaft den Universitäten ihre besten Köpfe abspenstig machte.

»Wir machen in einem Labor in der Wüste von New Mexico Experimente mit Schimpansen. Das Labor ist ziemlich klein, so

daß wir Wissenschaftler oft gezwungen sind, uns unser Material selbst zu besorgen. Deshalb habe ich in der GeneDyne-Niederlassung in Albuquerque ein paar Laborartikel und Chemikalien geholt, darunter auch einen von uns entwickelten Stoff, den wir für die Tests benötigen. Es handelt sich dabei um ein synthetisches Phenylcyclidinderivat, das ich in einem gasdichten Glasbehälter im Auto mitnahm.«

Fossey nickte abermals. Phenylcyclidin – auch Angel Dust genannt – war in gasförmigem Zustand ein starkes Halluzinogen, das man einatmen konnte wie Lachgas. Er wunderte sich, wofür alles Forschungsgelder ausgegeben wurden.

Burt war Fosseys Blick anscheinend nicht entgangen. Er lächelte kurz – oder hatte das Zucken seiner Lippen eine andere Ursache? Fossey war sich nicht sicher. »Wir wollten herausfinden, ob das Phenylcyclidin eher durch das Lungengewebe oder durch die Lungenbläschen aufgenommen wird. Nun, jedenfalls war ich auf der Rückfahrt übermüdet und dadurch einen Augenblick lang unaufmerksam, so daß ich gleich hinter Los Lunas von der Straße abgekommen und in einen Graben gefahren bin. Es ist nicht viel passiert, aber der Glasbehälter hinten im Wagen ging dabei in die Brüche ...«

Fossey brummte zustimmend. Das erklärte so manches. Er wußte genau, was sogar die harmloseste Form von Angel Dust mit einem ansonsten vollkommen normalen Menschen anstellen konnte. In hoher Dosis verabreicht, löste es in ihm Symptome aus, die dem Verhalten eines gefährlichen, aggressiven Verrückten täuschend ähnlich waren. Fossey hatte dieses Phänomen schon bei mehreren Patienten beobachtet. Auch sie hatten übrigens blutunterlaufene Augen gehabt.

Eine ganze Weile sagten weder Fossey noch Burt etwas. Fossey bemerkte, daß Burts Pupillen normal groß und nicht übermäßig geweitet waren. Gesunde Gesichtsfarbe. Leichte Tachykardie, aber Fossey wußte genau, daß auch sein Herz schneller als sonst schlagen würde, wenn er sich an eine Trage gefesselt in einer

Gummizelle wiederfinden würde. Ansonsten konnte er an Burt keinerlei Anzeichen für eine akute Psychose entdecken.

»Was dann geschah, weiß ich nicht mehr«, sagte Burt, der auf einmal sehr erschöpft aussah. »Irgendwann muß ich wohl im Krankenhaus von Albuquerque gelandet sein. Ich hatte keinerlei Papiere bei mir, außer meinem Führerschein, und meine Frau Amiko ist gerade mit ihrer Schwester in Venedig. Verwandte habe ich keine, die man hätte verständigen können, und außerdem haben die mich da so sehr mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt, daß ich kaum einen zusammenhängenden Satz herausgebracht habe.«

Langsam wurde Fossey so manches klar. Welcher überarbeitete Arzt in der Notaufnahme eines Krankenhauses würde einem unbekanntem, völlig verstörtem und möglicherweise auch gewalttätigen Mann schon glauben, der behauptete, er sei ein angesehener Molekularbiologe? Da war es viel einfacher, den Mann unter Medikamente zu setzen und in eine psychiatrische Anstalt abzuschieben. Fossey schürzte die Lippen und schüttelte den Kopf. Was für Idioten.

»Dem Himmel sei Dank, daß ich ausgerechnet auf Sie getroffen bin, Lloyd«, sagte Burt. »Ich kann Ihnen ja gar nicht sagen, was das für ein Alptraum war. Wo bin ich hier überhaupt?«

»Im Featherwood-Park-Sanatorium, Dr. Burt«, antwortete Fossey.

»So etwas habe ich mir fast gedacht«, sagte Burt und nickte. »Ich bin mir sicher, daß Sie die Sache rasch wieder in Ordnung bringen werden. Wenn Sie wollen, können Sie gleich bei meiner Firma anrufen. Ich hätte gestern wieder im Labor sein sollen, und meine Kollegen machen sich bestimmt schon Sorgen wegen mir.«

»Ich rufe an, sobald ich kann, Dr. Burt«, sagte Fossey. »Das verspreche ich Ihnen.«

»Danke, Lloyd«, sagte Burt. Sein Mund zuckte wieder, diesmal stärker als vorhin.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Fossey sofort.

»Nichts Ernstes«, sagte Dr. Burt. »Es sind nur meine Schultern. Sie tun mir etwas weh, weil sie so fest an diese Trage gefesselt sind.«

Fossey zögerte nur einen Augenblick, dann trat er an die Trage, um Burt die Riemen aufzumachen. Die Wirkung des PCP mußte mittlerweile ebenso nachgelassen haben wie die des Haldol. Außerdem hatten Burts graue Augen einen ruhigen Blick, wie ihn Patienten, die dem Arzt nur vortäuschen, daß sie geistig gesund sind, nicht zustande bringen. »Einen Augenblick, ich werde Ihnen die Brustgurte und die Armriemen lösen, dann können Sie sich aufsetzen«, sagte er.

Burt lächelte erleichtert. »Vielen Dank. Ich hätte es nie gewagt, Sie direkt darum zu bitten. Ich kenne die Vorschriften in psychiatrischen Kliniken schließlich sehr genau.«

»Tut mir leid, daß ich Sie nicht sofort befreit habe, Dr. Burt«, sagte Fossey und fing an, die Schnallen aufzumachen. Wenn er erst einmal dieser Posse mit ein paar Telefonanrufen ein Ende gesetzt hatte, würde er mit dem Arzt in der Notaufnahme des Krankenhauses in Albuquerque noch ein ernstes Wörtchen reden müssen. Die Schnallen waren so fest zugezogen, daß Fossey sich einen Augenblick überlegte, ob er nicht Will hereinrufen sollte. Aber Will war ziemlich penibel, wenn es um die Einhaltung der Vorschriften ging, und so verzichtete Fossey auf seine Hilfe.

»So ist es viel besser«, sagte Burt, als er sich langsam aufsetzte und seine verspannten Schultern massierte. »Sie machen sich ja keine Vorstellung, was für eine Qual es ist, wenn man stundenlang vollkommen bewegungsunfähig herumliegen muß. Ich habe es vor ein paar Jahren nach einer Gefäßoperation schon einmal zehn Stunden lang über mich ergehen lassen müssen. Es ist fürchterlich.« Er bewegte seine Beine in den Fußfesseln.

»Wir müssen noch ein paar Tests mit Ihnen machen, bevor wir Sie entlassen können, Dr. Burt«, sagte Fossey. »Ich werde sofort

den dafür zuständigen Kollegen rufen lassen. Oder wollen Sie sich zuerst ein wenig ausruhen?»

»Nein, danke«, sagte Burt und rieb sich mit einer Hand den Nacken. »Je früher ich hier rauskomme, desto besser. Wenn Sie wieder einmal an der Ostküste sind, dann müssen Sie einmal zu uns zum Abendessen kommen und meine Frau kennenlernen.«

Seine Hand bewegte sich nach vorn an seine Wange.

Fossey stand neben der Trage und notierte etwas in der Krankenakte, als er hörte, wie Burt Atem holte. Es klang wie das Raspeln von Sandpapier. Fossey drehte sich um und sah, wie Dr. Burt sich das Pflaster von der Schläfe riß.

»Anscheinend haben Sie sich bei dem Unfall verletzt«, sagte Fossey und klappte die Krankenakte zu. »Ich werde Sie gleich frisch verbinden lassen.«

»Armer Alpha«, murmelte Burt und starrte auf das blutige Pflaster in seiner Hand.

»Wie bitte?« fragte Fossey. Als er sich herunterbeugte, um sich die Wunde anzusehen, stieß Franklin Burt seinen Kopf mit einer abrupten Bewegung nach oben und rammte ihn Fossey unters Kinn. Fosseys Schneidezähne schlugen mit solcher Wucht zusammen, daß er sich die Zungenspitze abbiß. Während er, den Mund voller Blut, zurücktaumelte, ließ Burt sich wieder auf die Trage fallen.

»Armer Alpha!« schrie er laut und versuchte verzweifelt, die Beine aus den Fußfesseln zu ziehen. »ARMER ALPHA!«

Fossey stürzte zu Boden und wollte, rückwärts krabbelnd, Will zu Hilfe rufen, doch das erstickte Gegurgel, das er hervorbrachte, ging in Burts Gebrüll völlig unter. Burt strampelte jetzt so wild, daß er mitsamt der Trage von deren Untergestell herunterfiel. Kurz darauf kam Will zur Tür hereingestürzt. Burt schlug und biß wild um sich, während er versuchte, die Trage von seinen Füßen zu streifen.

Fossey sah dem wilden Treiben zu und hatte den Eindruck, als geschähe alles in Zeitlupe. Er sah, wie Will und der neue Pfleger

alle Hände voll zu tun hatten, Burt zu bändigen. Wütend wie ein Hund, der gerade einen Hasen zerreißt, biß Burt sich in die eigenen Handgelenke und spuckte Blut in einem dicken Strahl dem neuen Pfleger direkt auf die Brille. Nach einer Weile schafften es die beiden mit viel Mühe, Burts Arme wieder auf die Trage zu drücken und mit den Lederriemen festzuschnallen. Als sie ihm auch noch die Brustgurte angelegt hatten, holte Will seinen Panikpiepser aus der hinteren Hosentasche, während Burt mit unverminderter Lautstärke weiterbrüllte. Fossey wußte, daß er von selbst nicht wieder aufhören würde.

TEIL EINS



Als Guy Carson schon wieder an einer roten Ampel anhalten mußte, warf er einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett seines Wagens. Er würde nun schon zum zweitenmal in dieser Woche zu spät zur Arbeit kommen. Die Schnellstraße durch Edison, New Jersey, machte wieder einmal ihrem Namen überhaupt keine Ehre. Die Ampel wurde grün, aber als Carson sich ein paar Wagenlängen weiter vorgeschoben hatte, war sie schon wieder rot. Es war ein Alptraum. »Verdammtes Mistding«, murmelte Carson und schlug mit der Faust aufs Armaturenbrett. Die Scheibenwischer schlappten über die Windschutzscheibe, auf die Dauerregen prasselte. Als die Ampel wieder grün wurde, schaffte Carson es sogar bis über die Kreuzung, nur um gleich darauf wieder am Ende einer langen Reihe von nacheinander aufleuchtenden Bremslichtern zum Stehen zu kommen. An diese ständigen Staus würde Carson sich ebensowenig gewöhnen wie an den verdammten Regen, das wußte er genau.

Nachdem er sich quälend langsam eine Anhöhe hinaufgearbeitet hatte, konnte Carson in fünfhundert Metern Entfernung hinter grünen Rasenflächen und künstlichen Teichen die blendendweiße Fassade des GeneDyne-Gebäudes in Edison sehen. Irgendwo in diesem postmodernen Meisterwerk lag Fred Peck auf der Lauer und wartete auf ihn.

Carson schaltete das Radio ein, und der pulsierende Sound der *Gangsta Muthas* erfüllte das Innere des Wagens. Carson drehte weiter, aber als aus dem Lautsprecher die schrille Stimme von Michael Jackson drang, drückte er angewidert auf den Ausschaltknopf. Daß es in diesem verdammten Drecksloch hier keinen einzigen anständigen Countrysender gab, war fast noch deprimierender als der Gedanke an Fred Peck.

Als Carson das Labor betrat, waren seine Kollegen alle schon längst bei der Arbeit, aber wenigstens war von Peck weit und breit nichts zu sehen. Carson schlüpfte hastig in seinen Labor-kittel und nahm vor seinem Computerterminal Platz. Er wußte, daß die Einschaltzeit automatisch im Firmennetz gespeichert wurde. Selbst wenn Peck also heute krank sein sollte, würde er Carsons Zuspätkommen irgendwann einmal bemerken. Es sei denn, er wäre tot. Dieser Gedanke gab Carson wieder ein wenig Auftrieb. Peck sah sowieso ständig so aus, als stünde er kurz vor einem Herzinfarkt.

»Na, Mr. Carson, auch schon da?« hörte er auf einmal eine spöttische Stimme von hinten sagen, und seine Hoffnung schwand dahin. »Wie freundlich von Ihnen, uns heute morgen schon so zeitig mit Ihrer wertigen Anwesenheit zu beehren.« Carson schloß die Augen, atmete tief durch und drehte sich um.

Die Neonröhren an der Decke verliehen der plumpen Gestalt seines Vorgesetzten eine Art Heiligenschein. An dem Fleck auf Pecks brauner Krawatte konnte Carson erkennen, daß es bei ihm heute Rührei zum Frühstück gegeben hatte, und seine feisten Wangen waren vom Rasieren stark gerötet. Carson atmete durch die Nase aus und versuchte vergeblich, den herben Schwaden von Pecks billigem Aftershave zu entgehen.

Schon an seinem ersten Arbeitstag hatte sich Carson darüber gewundert, bei GeneDyne – immerhin einer der führenden Biotechnik-Firmen der Welt – einen Mann wie Fred Peck vorzufinden. In den achtzehn Monaten, die inzwischen vergangen waren, hatte Peck Carson immer nur für die einfachsten und lästigsten Arbeiten im Labor eingeteilt. Offenbar ärgerte es Peck, der nur ein bescheidenes Diplom von der Syracuse University vorzuweisen hatte, daß Carson seinen Doktor am renommierten Massachusetts Institute of Technology gemacht hatte. Oder vielleicht hatte er auch bloß etwas gegen Farmersöhne aus dem Südwesten der Vereinigten Staaten.

»Tut mir leid«, sagte Carson und hoffte, daß er dabei ein aufrichtig zerknirschtes Gesicht machte. »Ich habe leider im Stau gesteckt.«

»So, so, im Stau«, wiederholte Peck, als ob er das Wort noch nie gehört habe.

»Ja«, sagte Carson, »da war eine Umleitung ...«

»Eine *Um-leitung*«, äffte Peck Carsons Dialekt nach.

»Die Schnellstraße war praktisch dicht, und ich ...«

»Sieh mal einer an, die *Schnellstraße*«, höhnte Peck.

Carson sagte nichts mehr.

Peck räusperte sich. »War bestimmt ein furchtbarer Schock für Sie, daß Sie mitten im dichtesten Berufsverkehr in einen Stau gekommen sind, Sie Ärmster.« Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Um ein Haar hätten Sie auch noch Ihre Sitzung verpaßt.«

»Was für eine Sitzung?« fragte Carson. »Davon weiß ich ja gar nichts ...«

»Wie sollten Sie auch? Ich habe es ja selbst erst vor ein paar Minuten erfahren. Auch das ist übrigens ein Grund, weshalb man pünktlich zur Arbeit erscheinen sollte, Carson.«

»Ja, Mr. Peck«, sagte Carson. Er stand auf und folgte seinem Vorgesetzten durch ein Labyrinth aus kleinen Arbeitsnischen, die alle einander glichen wie ein Ei dem anderen. Peck, Speck, Dreck, murmelte Carson unhörbar vor sich hin. Wie gerne hätte er dem schleimigen Kerl einmal ordentlich die Fresse poliert. Aber so ging man hier nicht miteinander um. Wenn Peck der Vorarbeiter auf einer Ranch gewesen wäre, dann wäre er längst schon einmal mit dem Hintern im Dreck gelandet.

Peck öffnete eine Tür, auf der *VIDEOKONFERENZRAUM II* stand, und winkte Carson hinein. Erst als Carson den großen, leeren Tisch sah, fiel ihm ein, daß er immer noch seinen fleckigen Laborkittel trug.

»Setzen Sie sich«, sagte Peck.

»Wo sind denn die anderen?« fragte Carson.

»Es gibt keine anderen. Es ist eine Konferenz für Sie allein«, antwortete Peck und ging zur Tür.

»Und Sie? Bleiben Sie denn nicht hier?« Carson hatte auf einmal ein ungutes Gefühl. Er fragte sich, ob er nicht eine wichtige E-Mail übersehen hatte, die ihn auf diese Sitzung hätte vorbereiten sollen. »Worum geht's denn hier überhaupt?«

»Ich habe keine Ahnung«, entgegnete Peck. »Aber nach der Konferenz kommen Sie unverzüglich in mein Büro, Carson. Wir müssen uns dringend über Ihre Arbeitsmoral unterhalten.«

Nachdem sich die schwere Eichentür mit einem satten Klicken geschlossen hatte, setzte sich Carson zögernd auf einen der Stühle an dem massiven Tisch aus Kirschholz und sah sich um. Eine Wand des Raumes, der geschmackvoll mit viel handpoliertem Holz ausgestattet war, bestand nur aus Fenstern, von denen aus man über die Wiesen und Teiche des GeneDyne-Geländes blickte. Dahinter erstreckte sich ein endloses, tristes Industriegebiet. Carson versuchte, sich im Geiste für das zu wappnen, was möglicherweise auf ihn zukam. Vielleicht hatte sich Peck ja bei der Personalabteilung so oft über ihn beschwert, daß ihm jetzt ein Rüffel vom Personalchef bevorstand, wenn nicht Schlimmeres.

Irgendwie, dachte er, hatte Peck sogar recht: Seine Arbeitsmoral war wirklich nicht die beste. Manchmal kam es Carson so vor, als müßte er dringend etwas gegen die Sturheit und Verbitterung tun, die schon seinem Vater zum Verhängnis geworden war. Niemals würde Carson den Tag vergessen, an dem sein Vater auf seiner Ranch einen Vertreter der Bank grün und blau geschlagen hatte. Aber auch mit diesem Gewaltakt hatte er die Zwangsversteigerung seines Besitzes nicht verhindern können. Carsons Vater war sich selbst sein schlimmster Feind gewesen, und Carson wollte um keinen Preis dieselben Fehler machen wie er. Auch wenn es noch so viele Pecks auf dieser Welt gab.

Trotzdem war es eine Schande, daß die vergangenen eineinhalb Jahre hier in der Firma größtenteils für die Katz gewesen waren.

Dabei war der Job bei GeneDyne Carson zunächst wie die große Chance seines Lebens vorgekommen, für die er seine ganze Studienzzeit über so hart gearbeitet hatte, und noch immer hatte er die Hoffnung nicht gänzlich aufgegeben, daß er bei dieser Firma doch noch etwas wirklich Bedeutendes zustande bringen könne. Aber an jedem neuen Tag in diesem fürchterlichen New Jersey, an dem er in seiner winzigen, vollgestopften Wohnung erwacht war, in den grauen Himmel voller Industrieabgase geblickt und mit Schrecken an Fred Peck gedacht hatte, war ihm ein kleines bißchen von dieser Hoffnung abhanden gekommen.

Die Lichter im Konferenzraum wurden dunkler und gingen schließlich ganz aus, während vor den Fenstern automatische Rollos heruntergingen. An der hinteren Wand fuhr ein Stück der Holztäfelung zur Seite und gab den Blick auf eine Reihe von Tastaturen und einen großen Videoprojektionsschirm frei.

Als nach einigem Geflimmer auf dem Schirm das Gesicht eines Mannes erschien, wurde Carson starr vor Schreck. Zu gut kannte er die abstehenden Ohren, das sandfarbene Haar mit der störrischen Stirnlocke, die dicke Brille, das unvermeidliche schwarze T-Shirt und den leicht verschlafenen und dennoch zynischen Gesichtsausdruck. Es war kein anderer als Brentwood Scopes, der Gründer von GeneDyne, dessen Konterfei erst unlängst die Titelseite des *Time*-Magazins geziert hatte. Die Ausgabe lag noch immer auf Carsons Couchtisch. Scopes, der an der Wallstreet eine Legende war, den seine Angestellten vergötterten und seine Konkurrenten fürchteten, regierte seine Firma fast ausschließlich über elektronische Medien. Was sollte das hier sein? fragte sich Carson. Ein Motivationsfilmchen für Unverbesserbliche?

»Hi«, sagte das Bild von Scopes auf dem Schirm. »Na, wie geht's, Guy?«

Einen Augenblick lang war Carson sprachlos. *Du meine Güte*, dachte er, *das ist ja gar kein Film.* »Äh, hallo, Mr. Scopes, Sir. Mir

geht es gut, danke. Tut mir leid, daß ich nicht richtig angezogen bin für ein Gespräch mit ...«

»Bitte, nennen Sie mich Brent. Und blicken Sie in Richtung Bildschirm, wenn Sie sprechen, dann kann ich Sie nämlich besser sehen.«

»Ja, Sir.«

»Nicht Sir. Brent.«

»Natürlich. Danke, Brent.« Carson fand es ausgesprochen schwierig, den obersten Boß von GeneDyne mit dem Vornamen anzusprechen.

»Ich sehe meine Angestellten gerne als Kollegen an«, sagte Scopes. »Schließlich haben Sie ja, wie alle anderen auch, bei Ihrem Eintritt in die Firma Aktien unseres Unternehmens bekommen. Das bedeutet, daß wir alle miteinander im selben Boot sitzen.«

»Ja, Brent.« Hinter Scopes konnte Carson unscharf einen großen, vieleckigen Raum erkennen.

Scopes lächelte, als freue er sich über die Nennung seines Vornamens, und sah dabei trotz seiner neununddreißig Jahre wie ein Teenager aus. Irgendwie kam Carson dieses Gespräch immer unwirklicher vor. Warum sollte Scopes, das Universalgenie, das aus ein paar alten Maiskörnern ein Vermögen von vier Milliarden Dollar gemacht hatte, ausgerechnet mit ihm sprechen wollen? *Mist, ich habe wohl noch mehr verbockt, als ich gedacht habe.*

Scopes blickte nach unten, und Carson konnte das Klicken einer Tastatur hören. »Ich habe mir mal Ihre Qualifikationen angeschaut, Guy«, sagte Scopes. »Sehr beeindruckend. Ich kann gut verstehen, warum meine Leute Sie eingestellt haben.« Carson hörte weiteres Tippen. »Nur will mir nicht so recht in den Sinn, weshalb Sie immer noch als ... Moment ... als Labortechniker der Stufe drei arbeiten.« Scopes blickte wieder auf. »Entschuldigen Sie bitte, Guy, wenn ich ohne Umschweife zur Sache komme. Es gibt hier in der Firma eine sehr wichtige Stelle, die

momentan nicht besetzt ist. Ich glaube, daß Sie genau der Richtige dafür sind.«

»Was ist denn das für eine Stelle?« platzte Carson heraus und ärgerte sich darüber, daß er so aufgeregt klang.

Scopes lächelte abermals. »Ich würde es Ihnen ja gerne erklären, aber sie hat etwas mit einem äußerst vertraulichen Projekt zu tun. Sie haben sicherlich Verständnis dafür, wenn ich sie Ihnen auf diesem Wege nur in ganz groben Zügen beschreiben kann.«

»Natürlich, Sir.«

»Guy, sehe ich für Sie wirklich wie ein ›Sir‹ aus? Es ist noch gar nicht so lange her, da war ich nichts weiter als ein verpickelter Streber, der von den anderen Jungen auf dem Schulhof dauernd gehänselt wurde. Nun gut. Reden wir von der Stelle, die ich für Sie herausgesucht habe. Sie hat etwas mit dem wichtigsten Produkt in der Firmengeschichte von GeneDyne zu tun. Einem Produkt, das für die Menschheit von unschätzbarem Wert sein wird.«

Als Scopes Carsons Gesichtsausdruck sah, mußte er grinsen. »Es ist toll«, sagte er, »wenn man den Menschen helfen und gleichzeitig ein reicher Mann werden kann.« Er kam mit dem Gesicht ganz dicht an die Kamera. »Guy, was ich Ihnen anbiete, ist ein sechsmonatiger Aufenthalt in unserem Labor in der Jornada-del-Muerto-Wüste, das Ihnen vermutlich besser unter dem Namen Mount Dragon bekannt sein dürfte. Sie werden dort in einem erlesenen Team zusammen mit den besten Mikrobiologen arbeiten, über die unsere Firma zur Zeit verfügt.«

Carson war auf einmal ganz aufgekratzt. Schon der Name Mount Dragon allein war in der Firma so etwas wie eine magische Geheimformel, eine Art wissenschaftliches Shangri-La.

Jemand von außerhalb des Bildschirms legte neben Scopes eine Pizzaschachtel auf den Tisch. Er öffnete den Deckel und warf einen Blick hinein. »Aha! Sardellen. Wissen Sie, was Churchill einmal über Sardellen gesagt hat? ›Eine Delikatesse, die von

englischen Lords und italienischen Huren gleichermaßen geschätzt wird.«

Nach einer kurzen Pause fragte Carson: »Dann werde ich also nach New Mexico gehen?«

»Sie haben's erfaßt, Guy. Das ist doch Ihr Heimatstaat, stimmt's?«

»Ja, ich bin dort aufgewachsen. In einer Ortschaft namens Cottonwood Tanks.«

»Ich erinnere mich dunkel daran, den Namen in Ihrer Personalakte gelesen zu haben. Womöglich finden Sie als Einheimischer ja Mount Dragon nicht ganz so schlimm wie viele andere, denen es in der Wüste viel zu heiß und zu einsam ist. Aber Ihnen macht das Leben dort vielleicht sogar Spaß. Wir haben dort zum Beispiel einen Stall mit einigen Pferden. Ich schätze mal, daß Sie als Sohn eines Ranchers ein ziemlich guter Reiter sind.«

»Sie haben recht, ich kenne mich wirklich ein wenig mit Pferden aus«, sagte Carson. Scopes hatte sich offenbar gründlich über ihn informiert.

»Allerdings werden Sie dort kaum Zeit zum Reiten haben, denn Sie müssen arbeitsmäßig wirklich ranklotzen, anders kann ich es nicht ausdrücken. Aber Sie werden finanziell voll dafür entschädigt. Ich zahle Ihnen für diese sechs Monate ein ganzes Jahresgehalt und außerdem eine Prämie von fünfzigtausend Dollar bei erfolgreichem Abschluß des Projekts. Darüber hinaus ist Ihnen meine persönliche Dankbarkeit sicher.«

Carson konnte es kaum fassen. Die Prämie allein war schon mehr, als er in einem ganzen Jahr verdiente.

»Sie wissen vermutlich, daß meine Managementmethoden ein wenig unorthodox sind«, fuhr Scopes fort. »Ich möchte ehrlich zu Ihnen sein, Guy: Diese Medaille hat nämlich auch eine Kehrseite. Sollten Sie es nicht schaffen, innerhalb dieser sechs Monate das Projekt zu einem erfolgreichen Abschluß zu bringen, muß ich Sie leider entlassen.« Er grinste und entblöbte dabei seine etwas zu großen Schneidezähne. »Aber ich setze mein

volles Vertrauen in Sie. Ich würde Ihnen diese Stelle nie anbieten, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß Sie ihr auch gewachsen sind.«

»Ich frage mich natürlich, wieso Sie unter all den vielen Talenten hier in der Firma ausgerechnet mich ausgewählt haben.« Carson konnte nicht anders, er mußte diese Frage stellen.

»Nicht einmal das kann ich Ihnen jetzt beantworten. Aber bei Ihrem Einstellungsgespräch am Mount Dragon wird Ihnen alles klar werden, das verspreche ich Ihnen.«

»Wann soll ich anfangen?«

»Noch heute, Guy. Unsere Firma braucht das Produkt, deshalb haben wir keine Zeit zu verlieren. Ich möchte, daß Sie noch vor dem Mittagessen im Flugzeug nach New Mexico sitzen. Ich werde dafür sorgen, daß sich jemand um Ihre Wohnung, Ihr Auto und all die anderen lästigen Kleinigkeiten kümmert. Haben Sie eine Freundin?«

»Nein«, antwortete Carson.

»Das vereinfacht die Sache.« Scopes strich sich seine widerspenstige Stirnlocke glatt.

»Was ist mit Fred Peck, meinem Vorgesetzten? Soll ich dem ...«

»Dazu ist jetzt keine Zeit. Nehmen Sie einfach Ihren Laptop und gehen Sie. Draußen wartet ein Fahrer, der Sie zu Ihrer Wohnung bringen wird, wo Sie ein paar Dinge zusammenpacken können. Ich werde diesem – wie war doch gleich der Name? Peck? – eine Nachricht zukommen lassen, die alles erklärt.«

»Brent, ich würde Ihnen noch gerne sagen, daß ...«

Scopes hob die Hand. »Bitte nicht. Dankbarkeitsbezeugungen sind mir zuwider. Am Schluß ist ja doch Undank der Welt Lohn, wie schon das Sprichwort sagt. Sie haben zehn Minuten, um sich mein Angebot zu überlegen, Guy. Aber bitte bleiben Sie hier im Konferenzraum.«

Bevor der Schirm schwarz wurde, sah Carson noch, wie Scopes mit der Hand in die Pizzaschachtel griff.

Als das Licht wieder anging, verwandelte sich das unwirkliche

Gefühl, das Carson bei dem Gespräch mit Scopes gehabt hatte, in eine nie gekannte Hochstimmung. Zwar fragte Carson sich nach wie vor, weshalb Brent Scopes unter den rund fünftausend promovierten Wissenschaftlern in Diensten von GeneDyne ausgerechnet auf ihn gekommen war, der in den letzten eineinhalb Jahren mit nichts anderem als endlosen Titrieranalysen und Qualitätskontrollen beschäftigt gewesen war, aber im Augenblick war ihm das egal. Er stellte sich vor, was der Fettsack Peck wohl für ein Gesicht machen würde, wenn er von einem Dritten erfuhr, daß Scopes höchstpersönlich ihn, Carson, nach Mount Dragon versetzt hatte. Mit einem tiefen Summen fuhren die Rollos an den Fenstern wieder nach oben und gaben den Blick auf die triste, regenverhangene Industrielandschaft von New Jersey frei. In der grauen Ferne konnte Carson die Hochspannungsleitungen und die Schornsteine sehen, aus denen irgendwelche giftigen Emissionen in die bleigrauen Wolken stiegen. Er dachte an den blauen Himmel, der sich viele tausend Kilometer weiter westlich über der Wüste mit ihren scharf riechenden Kreosotsträuchern wölbte, an die dunklen, schroffen Berge am Horizont und daran, daß man dort tage- und nächtelang reiten konnte, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen. Mitten in dieser Wüste befand sich Mount Dragon, wo auf Carson die Chance seines Lebens wartete.

Zehn Minuten später, als die Rollos herunterfuhren und der Projektionsschirm wieder hell wurde, wußte Carson, was er Scopes antworten würde.



Carson trat hinaus auf die windschiefe Veranda, stellte seinen Seesack neben die Tür und setzte sich in den alten, abgenutzten Schaukelstuhl. Der Stuhl knarzte laut, als nähme das alte Holz

Carsons Gewicht nur unter Protest auf. Carson lehnte sich zurück, streckte die Beine aus und ließ die Blicke über die weite Jornada-del-Muerto-Wüste schweifen.

Die Sonne – ein brodelnder Ball aus explodierendem Wasserstoff – zeigte sich gerade über der Silhouette der San-Andres-Berge. Obwohl es auf der morgendlichen Veranda mit fünfzehn bis achtzehn Grad noch relativ kühl war, spürte Carson bereits die Strahlung des Himmelskörpers auf seinem Gesicht. In weniger als einer Stunde würde es hier über vierzig Grad heiß sein. Der tiefviolette Himmel wurde langsam blau, später, in der Mittagshitze, würde er eine fast weiße Farbe annehmen.

Carson schaute die ungeteerte Straße entlang, die vor dem Haus vorbeilief. Engle war einer jener Geisterorte, wie es sie in der Wüste von New Mexico häufig gibt: eine Handvoll Lehmziegelbauten mit schrägen Wellblechdächern, eine verwaiste Schule, ein aufgelassenes Postamt und eine Reihe toter Pappeln, denen der Wind längst die letzten Blätter geraubt hatte. Wenn hier überhaupt mal etwas vorbeikam, dann war es höchstens eine Windhose. Nur in einer Hinsicht war Engle keine typische Wüstenstadt: Die Firma GeneDyne hatte den ganzen Ort aufgekauft und verwendete ihn jetzt ab und zu als Zwischenstation für die Fahrt nach Mount Dragon.

Carson schaute auf den Horizont. Gut hundertfünfzig Kilometer entfernt, am anderen Ende eines staubigen, felsigen, sonnenverbrannten Streifens, den nur Einheimische eine Straße nannten, befand sich der Gebäudekomplex, der zwar offiziell »Testlabor der Firma GeneDyne« hieß, allgemein aber nach einem alten Vulkankegel gleich in der Nähe Mount Dragon genannt wurde. In diesem hochmodernen Labor machte GeneDyne gentechnische Experimente an Mikroorganismen, die für bewohntere Gebiete viel zu gefährlich waren.

Carson sog die trockene Wüstenluft tief in seine Lungen. Dieser Geruch nach Staub und Mesquitsträuchern war es, den er in den vergangenen eineinhalb Jahren am meisten vermißt hatte. Es

war der saubere Geruch der Trockenheit. New Jersey kam ihm jetzt geradezu unwirklich vor, wie ein Alptraum aus einer fernen Vergangenheit. Er fühlte sich wie jemand, der gerade aus dem Gefängnis entlassen worden war, einem grünen, überfüllten und feuchten Gefängnis voller Autoabgase, Tankstellen und riesigen Einkaufszentren. Auch wenn sein Vater schon vor vielen Jahren seine gesamte Ranch an die Banken verloren hatte, fühlte sich Carson hier noch immer daheim. Trotzdem hatte diese Heimkehr einen merkwürdigen Aspekt, denn schließlich kam er nicht, um Vieh zu züchten, sondern um an einem Projekt im Grenzbereich der Wissenschaft zu arbeiten, bei dem er noch immer nicht wußte, worum es sich genau handelte.

Am fernen Horizont war jetzt im Dunst ein kleiner, dunkler Fleck auszumachen. Bald darauf erkannte Carson, daß es eine Staubwolke war, die sich in seine Richtung bewegte. Er beobachtete sie noch ein paar Minuten, dann stand er auf und ging ins Innere des alten Hauses, wo er den Rest kalten Kaffee in die Spüle schüttete und die Tasse auswusch.

Als er drinnen nachsah, ob er alles eingepackt hatte, hörte er, wie draußen ein Auto vorfuhr. Carson trat hinaus auf die Veranda und sah einen großen, weißen Geländewagen, der in einer Staubwolke zum Stehen kam. Es war ein Hummer, die zivile Version des schweren Militärjeeps Humvee, den Carson aus den Fernsehberichten über den Golfkrieg kannte. Die getönten Fenster blieben geschlossen, und der kraftvolle Dieselmotor brummte im Leerlauf vor sich hin.

Dann stieg ein untersetzter, schwarzhaariger Mann mit Halbglatze aus, der ein Polo hemd und weiße Shorts trug. Sein freundliches, offenes Gesicht hatte eine tiefbraune Farbe, die in einem merkwürdigen Gegensatz zu den blassen, in schweren Stiefeln steckenden Beinen stand. Der Mann trottete mit einem beflissenen Lächeln auf Carson zu und streckte ihm seine plumpe Hand entgegen.